DIE DEUTSCHE DICHTUNG IM BEFREIUNGSKREIGE , MIT EINEN RÜCKBLICK AUF VERWANDTE...

Wilhelm Herbst





Die deutsche
Dichtung im Befreiungskriege.

Mit

einem Rückblick auf verwandte Dichtungen.

Ein Vortrag,

gelesen in Elberfeld am 2. März 1858

von

Dr. Wilhelm Herbst.

Mainz.
Verlag von C. G. Kunze.

1859.

(Zum Besten des Gymnasial-Pensions-Wittwen- und Waisenfonds in Elberfeld.)

Die deutsche
Dichtung im Befreiungskriege.

Mit einem Rückblick auf verwandte Dichtungen.

Ein Vortrag,

gelesen in Elberfeld am 2. März 1858

von

Dr. Wilhelm Herbst.

Mainz.
Verlag von C. G. Kunze.

1859.

(Zum Besten des Gymnasial-Pensions-Wittwen- und Waisenfonds in Elberfeld.)

Meinem lieben Oheim

Carl Wagner,

Großherzogl. Hessischem Oberstudienrath und Professor,

dem

gründlichen und sinnigen Kenner dieses Dichtungszweiges.

Wenn ich es versuche, über die deutsche Dichtung im Befreiungskriege und die Art und Kunst eines dieser Dichter zu reden, so habe ich freilich einen Gegenstand gewählt, der Ihnen wenig Neues bringen kann; es sind alte Bekannte, die ich Ihnen vorführe, aber ich hoffe, daß gerade in dieser alten Bekanntschaft die Gewähr eines innern Antheils an der Sache liegt, der nicht müde wird, sie aufs neue und in geschichtlichem Zusammenhang zu betrachten. Denn in der That, der Gegenstand steht in einer tieferen Beziehung zu unser aller geistigem Leben.

Muß man überhaupt in der neueren deutschen Geschichte drei Punkte oder Gruppen von Ereignissen herausheben, denen man vorzugsweise eine schaffende und befruchtende Kraft zuzuschreiben hat, — die Zeit der Reformation, die Periode unsrer classischen Literatur, die Anfänge eines nationalen und politischen Bewußtseins in und durch die Be-

Anmerkung. Der Aufsatz erscheint mit Ausnahme weniger Zusätze, die im mündlichen Vortrage wegen Zeitmangel ausfielen, unverändert, wie er in Elberfeld gelesen wurde. Aus dem Zuschnitt eines solchen Vortrags, der nur Skizze sein kann, ist demnach der Maßstab für die richtige Beurtheilung der Form wie des Inhalts zu entnehmen.

freiungskriege — so liegt uns die letztgenannte Epoche nicht blos zeitlich am nächsten, sondern sie schließt zugleich die Wirkungen und Früchte unsrer poetischen Blüthezeit und das Wiedererwachen des Segens der Reformation in sich. Und eben darum, weil das Streben jener Jahre gleichsam den Geist des dreifachen großen Aufschwungs in unserm Volke — den reformatorischen, literarischen, politisch-nationalen — noch einmal zusammenfaßt wie in einem Brennpunkte, gerade deshalb übt jene Zeit gegenwärtig eine immer steigende Anziehungskraft. Ja es ist keine Uebertreibung, wenn wir in ihr die Geburtsstätte all des Größten und Edelsten erkennen, was noch heutzutage durch die Besten unseres Volkes hindurchgeht. Um mit der tiefsten Beziehung zu beginnen — eine religiöse Erweckung und eine kirchliche Lebensregung nach großer und langer Oede hat, soweit menschliche Augen sehen, in der Erschütterung dieser Zeit ihre ersten Wurzeln geschlagen; für das vaterländische Leben liegen die theuersten Hoffnungen und Strebungen in der Triebkraft eben dieser Jahre beschlossen; unsre moderne Kunst, die seit der Reformationszeit schlief, ist recht eigentlich ihr Kind; unsre Geschichtsschreibung, unsre Sprachforschung im Bund mit dem Erwachen unsrer altdeutschen Poesie, ja unsre Lyrik, der einzige Dichtungszweig, der gegenwärtig noch fortlebt, — die Wiege all dieser Lebensäußerungen des deutschen Geistes steht dort.

So sind es viele Fäden, durch welche wir mit dieser großen Zeit zusammenhängen. Steht uns demnach der Gegenstand nahe genug, so ist er doch zugleich in die richtige Ferne gerückt, die ihn für eine historische Auffassung fähig macht. Weil wir die Ursachen und Folgen überblicken können,

wird uns die Zeit selbst offenbarer. Sie wird zur Geschichte.

Aber ich will Ihnen, verehrte Anwesende, in dieser Stunde nicht einzelne Waffenkämpfe der Befreiungskriege vorführen, sondern Ihre Aufmerksamkeit auf den Antheil hinlenken, den die deutsche Dichtung an diesen Kämpfen genommen hat.

Ich habe hierbei zunächst nicht die Menge namen- und kunstloser Volkslieder im Auge, wiewol ich auch sie mitberücksichtige, sondern die Gedichte vielmehr, die bestimmten Dichtern angehören und ein persönliches Gepräge tragen. Das geschichtliche Volkslied spricht lediglich das Allgemeine, Gemeinsame aus, den Schatz von inneren und äußeren Erfahrungen, der im Volke durch bedeutsame Ereignisse geweckt wird; in den Dichtungen aber, von denen wir hier reden, verbinden sich beide Seiten, die thatsächlich-geschichtliche als das Allgemeine, mit der individuellen Aneignung und Durchbildung als dem besonderen.

Man kann nun diese Dichtungen, wie jede Poesie, wesentlich von zwei Gesichtspunkten aus betrachten: von dem ästhetisch-künstlerischen, welcher die Gesetze der Schönheit in dem einzelnen Kunstwerk aufzeigt, und von dem culturgeschichtlichen, der das einzelne Gedicht als ein Glied des geistigen Lebens einer Zeit zu würdigen sucht. Das eigentliche Volkslied verträgt keine andre Beurtheilung als die letztere: die Mittelgattung, die wir besprechen, kann beide Betrachtungsweisen erfahren. Unsre Aufgabe indeß wird es zunächst und vornehmlich sein, den letzteren Standpunkt festzuhalten, in der Dichtung der Befreiungskriege ein Zeichen der Zeit zu erkennen, eine Urkunde, die uns gleichsam zwischen

den Zeilen der politischen und militärischen Vorgänge lesen läßt, wie der Kern des Volks bei diesen Vorgängen gedacht, gehofft, gesorgt und gejubelt hat. In diesem Sinn ist die Poesie auch eine Quelle der Geschichte, eine tiefe und klare Quelle, in welcher das Bild der Zeit sich zarter und treuer wie irgendwo abspiegelt.

Aber der Dichter ist in solchen Zeiten nicht blos Zuschauer und Zeuge des Großen was geschieht; seine Lieder sind mehr als Widerhall und Erzeugniß der Wirklichkeit, sie sind in ihrer Art auch Thaten und greifen mit unmittelbarem Einfluß in die Begeistrung und Willensbestimmung der Mitkämpfer ein. Sie bilden eine Macht.

Nicht jede Kriegszeit indeß erzeugt solche Liederschätze, und nicht alle Dichtungen, die in diesen Zeiten entspringen, bringen die angedeuteten Wirkungen hervor. Es müssen mehrere Vorbedingungen erfüllt sein.

Die kriegerische Bewegung, welcher der Dichter seine Dienste leiht, muß eine nationale, dem Vaterland zugewandte und darum von der Theilnahme des ganzen Volkes getragene sein. Dieser Fall tritt aber nur dann ein, wenn Volk und Staat nicht als ferne und fremde, vielleicht gar feindliche Mächte einander gegenüberstehen, wenn der Staat vielmehr von den besten im Volke als ein Lebensgut empfunden und erfahren wird. Mit solcher Erfahrung erwacht in dem Volk zugleich die Erkenntniß von dem eigenen Werth, der Glaube an einen geschichtlichen Beruf, der ihm aufgetragen worden. Dies sittliche Bewußtsein wird noch gehoben, wenn das Volk in dem Kampfe, den es kämpft, ein gutes Gewissen hat, wenn es in seinem Rechte steht.

Demnach werden Kabinetskriege und bloße Eroberungs-kriege, die dem Ehrgeiz der Machthaber entsprungen sind, trotz ihres Thatenglanzes niemals wahrhaft poetische Blüthen treiben. Vielmehr wecken gerade die Kriege, in welchen ein Volk zuerst das geschlagene war und sich aufrafft vom Boden, der Natur der Sache nach zumeist einen idealen Schwung. In ihnen erst wird das Volk recht inne, daß Staat und Vaterland, denen Verlust droht, wirkliche Schätze sind, um welche es der Mühe werth ist zu kämpfen und zu bluten.

Diese Erfahrung von Druck und Sieg, die Krisis des öffentlichen Lebens ist daher der wahre Heimathsboden solcher Dichtungen, wie in ihr allein auch eine tiefere religiöse Stimmung Wurzeln schlägt, die außerhalb der eignen Kraft Hülfe sucht und Hülfe hofft.

Mit der sittlichen Erregung der Zeit muß aber eine dich-terisch irgendwie angeregte und begabte Epoche zusammen-treffen, um die oben erwähnte Wirkung hervorzubringen. Dann erst treten die Thaten und Lieder in einen Bund, wie wir ihn im Befreiungskriege sehn. Und wie diese Zeit selbst durch ihre äußere Bedeutung und ihren inneren Gehalt fast einzig in der Geschichte dasteht, so gibt es auch in den Litera-turen alter und neuer Zeit kaum eine ähnliche Erscheinung, wo ein so reicher Liederkranz die blutige Wirklichkeit umgibt.

Ein Rückblick auf verwandte Dichtungen, so flüchtig er hier auch bleiben muß, wird, so hoffe ich, die Eigenthümlichkeit dieser Poesie in helleres Licht setzen.

I.

In der vorchristlichen Zeit begegnen wir verwandten Erscheinungen nur bei den beiden Völkern, zu denen wir fort und fort die nächsten Lebens- und Bildungsbeziehungen haben — bei dem Volke Israel und den Griechen.

Aber in der Art, wie ihre Dichter die Zeiten solcher Kriegsnoth feiern, kehrt derselbe tiefgreifende Gegensatz wieder, der sich durch das Gesammtleben beider Völker hindurchzieht.

Staat und Vaterland ist dem Israeliten und seinen Sängern ein andres als den Griechen. Sein Vaterland ist ihm das gottgegebene Land der Verheißung, sein Staat der Gottesstaat. Er hat deshalb nicht sowol eine natürliche Vorliebe für beide, als den allezeit lebendigen Glauben an die Unvergänglichkeit seines Volksthums als des Trägers und Gefäßes der ewigen Gottesgedanken. Dadurch erscheint Land und Volk geweiht und unzerstörbar, so lange es seinen Beruf als das Volk der Wahl treu erfüllt; entweiht und preisgegeben, sobald es aus dieser Gnadenstellung herausfällt. Daher im Kampfe mit auswärtigen Feinden die immer wiederkehrende Auffassung: einmal, daß die heidnischen Feinde des dem Bunde treuen Volkes auch Feinde Gottes sind, die unterliegen müssen; dann, daß jene Angriffe zugleich Zuchtruthen und Prüfungen der Treue sein sollen. So wird der Aufruf zum Kampf auch ein Aufruf zur Buße. Das Gebet um Hülfe und Errettung auf der einen, das Dankgebet auf der andern Seite bilden die Grundstimmung und den Impuls für die Kampfeslieder im Alten Bunde. Die Kriegsthaten des Volkes sind Thaten Gottes, der Sieg das Werk Jehovas; —

ein immer neues Wunder der Errettung für das Volk, das selbst wie ein Wunder unter den Völkern dasteht.

Das Urbild gleichsam, dem auch die alttestamentliche Kritik ein sehr hohes Alter zugesteht — das Siegeslied der Debora nach Ueberwindung des übermächtigen Kanaanäischen Feldherrn am Bache Megiddo, das am Siegesfeste unter dem Vertheilen der Beute vom ganzen Volke gesungen wurde, ruht auf diesem Grund. Die begeisterte Schilderung der vorhergehenden Noth, der Schlacht selbst, in welcher das Lied die Sterne von ihren Bahnen herab gegen Sisera kämpfen läßt, des Siegs und die Erzählung von Siseras Tod nach der Schlacht durch Jaëls, der Keniterin, Hand — diese epischen Elemente werden getragen durch das vorangestellte Thema: „Ich will singen Jehova, ich will Ihn preißen, den Gott Israels;“ und abgeschlossen mit dem Zeugniß: „So kommen deine Feinde um, Jehova! Und die Ihn lieben, sind, wie die Sonne aufgeht in ihrer Heldenkraft!“ Die drei Zeiten fassen sich in dem Moment der poetischen Begeisterung zusammen: die Vergangenheit als die Erfahrung von Gottes Gnadenführungen, die Gegenwart in der Größe des eben Erlebten, die Zukunft als frohe Zuversicht zu der unverbrüchlichen Treue Jehovas. Noch tiefer und bewußter sind die Psalmen und Propheten als das gute und geheiligte Gewissen des Volkes auch in Kriegsnoth durchdrungen von der Stimmung: wenn ich schwach bin, so bin ich stark! In ihnen liegt auch nach dieser Seite hin am offensten erschlossen das ideale Verhältniß des Volkes zu seinem ewigen König und dessen Weltherrschaft. Aus der großen Zahl hierhergehöriger Stellen weise ich nur beispiels-

weise auf den 18. Psalm hin, der sich bekanntlich im zweiten Buch Samuelis wiederholt findet und ohne Frage David selbst zum Verfasser hat. So wenig wir auch bei diesem gewaltigsten und kunstvollsten Kriegsliede von der Zeit und dem geschichtlichen Anlaß seines Ursprungs bestimmt unterrichtet sind, so begründet scheint die Vermuthung, daß es dem glücklichen Ausgang des größten aller Kriege des Königs, dem Doppelkampfe im Süden und Norden des Reichs, zugleich gegen die Aramäischen Reiche und die Idumäer seine Entstehung dankt. Als David selbst und sein Feldhauptmann Joab, der Sieger am Salzsee, ihren Siegeseinzug in Jerusalem hielten, singt jener *): —

„Ja, du ließest meine Leuchte scheinen;
Jehova, mein Gott, erhellte mein Dunkel.
Mit dir rannt ich an gegen Schaaren,
Und mit meinem Gott übersprang ich Mauern.
Gottes Wege sind ohne Trug,
Jehovas Wort geläutert im Feuer;
Schild ist er allen, die ihm vertrauen."

und weiter unten:

„Ich verfolgte meine Feinde, und erreichte sie,
Und kehrte nicht um, bis ich sie getilget;
Ich zerschmetterte sie, daß sie nicht aufzustehn vermochten;
Sie sanken unter meine Füße."

und endlich die Schlußstrophen:

„Du rettetest mich aus den Kämpfen der Völker,
Und setztest mich zum Haupt der Nationen;
Völker, die ich nicht kannte, dienen mir;

*) Nach der de Wette'schen Uebersetzung.

Auf das Gerücht gehorchen sie mir;
    Die Söhne der Fremde schmeicheln mir;
Die Söhne der Fremde sinken hin,
    Und beben hervor aus ihren Schlössern.

Es lebe Jehova! gepriesen sei mein Hort,
    Erhoben der Gott meines Heils!
Der Gott, der mir Rache verlieh,
    Und die Völker mir unterwarf,
Der mich entriß meinen Feinden,
    Und über meine Widersacher erhobst du mich,
    Vom Gewaltthätigen rettetest du mich.

Darum will ich dich rühmen unter den Völkern, Jehova,
    Und Deinem Namen lobsingen,
Der großes Heil verleihet seinem König,
    Und Huld übet an seinem Gesalbten,
    An David und seinem Stamme ewiglich!" —

Der hellenische Kriegsgesang steht auf ganz anderm Boden. Nicht als fehlte dem Bewußtsein des Volks und seiner hervorragenden Geister eine Ableitung des Menschlichen von einer höheren Macht — wie ergreifend oft tritt sie bei Pindar und in den tragischen Chören hervor! — aber weil diese Beziehung ohne die Erfahrung von dem einen lebendigen Gott in sich ungenügend und unreell war, tritt sie auch in diesen Liedern zurück bis zum völligen Verstummen und Verblassen.

Bekanntlich ist Tyrtäos der Vater und Meister solcher Gesänge, ja sein Name ist auch bei uns, in einer Zeit, wo man überall auf die classische Literatur zurückzugehen pflegte, eine Art von Vorbild für den ganzen Dichtungszweig geworden. Zwar gelten seine Kriegslieder, von denen uns nur

So verläßt auch die dichterische Gestaltung nicht das naheliegende, die Erde ihre Heimat; fest und durchsichtig, plastisch und anschaulich sind die Bilder und Situationen; an einem höheren Flug und an psychologischer Tiefe gebricht es diesen Liedern.

Das Wenige, was uns außer Tyrtäos von hellenischen Kriegsliedern erhalten ist, kann uns hier nicht beschäftigen. Die größte Kriegszeit der Hellenen, die das Volk zum ersten- und letztenmal in geschichtlicher Zeit als ein ganzes und einigermaßen einheitliches darstellte, die Perserkriege haben andere poetische Blüthen getrieben. Ist auch gerade in jenen Jahren der Gipfel der Lyrik mit Pindar erreicht worden — die kriegerische Zeitgeschichte hat dieser Dichter nicht unmittelbar besungen. Es belebte sich inmitten jenes Kriegsdramas der Trieb zu dramatischer Darstellung in dem so dramatisch angelegten attischen Volke, das durch den Krieg mit dem Orient an die Spitze des Vaterlandes erhoben wurde.

Rom hat keine irgend erheblichen Beiträge zu dieser Gattung von Poesie geliefert; wenigstens sind uns keine erhalten. Die prosaische Volksnatur und der Charakter seiner Kriege als Erobrungskriege ließen dergleichen nicht aufkommen. - Die Zeiten aber, wo der Staat um seine Existenz kämpfte und alle Kräfte des Volks in Bewegung setzte, waren entweder geistig noch zu unentwickelt, um mehr als kunstlose Volkslieder hervorzubringen, oder bereits verarmt an jeder Art schöpferischer Kraft.

Wir treten in die germanische Welt ein, die in mehr als einer Hinsicht ihrer Natur nach in der Mitte

steht zwischen dem Volke Gottes und den Hellenen, durch das Christenthum über beide erhoben wird.

Die reiche poetische Begabung, die eine ursprüngliche Mitgift der germanischen Natur ist, hat sich von jeher auch der geschichtlichen Erlebnisse, die in der Jugendzeit der Völker wesentlich kriegerischer Art sind, mit besonderer Vorliebe angenommen. Schon Tacitus sagt, solche Lieder seien die einzigen Annalen der Germanen gewesen; als Schlachtgesänge seien sie ihnen in den Kampf gefolgt; Karl d. Gr. hat Jahrhunderte später die Trümmer gesammelt. Aber das meiste und beste dieser geschichtlichen Lieder, die durch die Wogen der großen Völkerwanderung Gemeingut aller Stämme wurden, ist in die Volksepen des Mittelalters übergegangen oder hat vielmehr den Grundstoff für dieselben gebildet. Auch aus den Jahrhunderten nach Karl d. Gr., wo zuerst aus der Geistlichkeit, dann aus dem ritterlichen Adel die Dichter der Nation erstanden, schweigt das geschichtliche Volkslied so gut wie völlig; nur ganz vereinzelte Spuren, wie das Ludwigslied aus dem 9. Jahrh., aber auch dies einem Geistlichen zugehörig, sind bekannt und erhalten.

Erst die ritterliche Dichtung seit dem 12. Jahrh. und das Volkslied seit dem 14. wenden sich wieder gleichzeitigen Nationalbegebenheiten zu. Und seitdem wird unsre Geschichte in fast ununterbrochener Kette von unsrer Dichtung begleitet.

Aber es ergeht diesen Liedern genau so, wie dem Leben unsers Volkes selbst, dessen Spiegel sie sind.

Wie kaum eine Kriegsbegebenheit unsers Mittelalters und unsrer Neuzeit der Ausdruck und Ausbruch einer einheitlichen Nationalthat ist; wie wir vergebens fragen und suchen

nach einem deutschen Nationalbewußtsein, das fest und klar aus der Volksstimmung hervorträte, so fehlen auch die Lieder, im Volksmunde ebenso wie in der höfischen Dichtung, deren Hintergrund das allgemeine und einige vaterländische Leben wäre. Unter den großen Ereignissen des Mittelalters sind es die Kreuzzüge vornehmlich, die das Dichterwort in Bewegung setzen — also keine eigentlich vaterländische Unternehmung, sondern ein Kriegszug der Kirche. Diesen Charakter des allgemein Christlichen, vor dem alles Nationale verschwindet, tragen auch die zahlreichen Kreuzfahrerlieder der ritterlichen Dichter. So singt Walther von der Vogelweide:

„Ihr Christen auf! Von hinnen!
Den Himmel zu gewinnen:
Der Hölle zu entrinnen
Ist keine Noth zu schwer:
Es will mit Heldenhänden
Gott seine Rache senden,
Und jedes Land soll spenden
Zum Heil'gen-Geistes Heer'." —

Sonst ist es gerade die innere deutsche Zwietracht, der Kampf zwischen Reich und Kirche, wie zwischen Kaiser- und Fürstengewalt, den die Dichtung verewigt, sodann locale Interessen und landschaftliche Begebenheiten, also in beiden Fällen Abbilder der bunten Vielheit und der Zersplitterung des Vaterlandes.

Die Landschaft und die Heimat stand namentlich dem geschichtlichen Volkslied näher als das Vaterland. So haben die Schweizer, die Dithmarschen, die einzelnen freien Reichsstädte Lieder auf ihre Fehden gegen Fürsten und Adel; die Sempacher und Hemmingsteder Schlacht, die Soester Fehde,

der Städtekrieg überhaupt, finden ihre Poeten; einzelne Raubritter des 15. Jahrhunderts und ihr wildes abenteuerendes Leben wird geschildert; wir hören über Franz von Sickingen Lob und Tadel und den Preis des vertriebenen Herzogs Ulrich von Würtemberg. In den Händen der „frommen deutschen Landsknechte", wie sie sich nennen, lag meist diese Gattung von Liedern; so sehr sie uns einen Blick in jene äußerlich und im Innern tieferregte Zeit, in ihre Rauf- und Fehdelust, ihr Wanderleben, ihre Sitte und Unsitte eröffnen, poetischen Werth haben sie ungleich seltener, als die gleichzeitigen, oft wunderbar lebendigen Liebes-, Natur- und Wanderlieder. Es fehlte das Gemüthsinteresse, damit die wahrhaft dichterische Theilnahme an diesen Ereignissen, in denen das vaterländische Leben so gut wie ausgelöscht war; am besten gelingen noch die Kriegslieder, wie das auf die Schlacht bei Pavia, in denen die deutsche Tapferkeit als eine nationale Tugend andern Völkern gegenüber gefeiert wird. —

Die Reformationszeit ließ die politischen Lieder zurücktreten gegen das evangelische Kirchenlied und gegen die polemischen Gedichte, welche die alte und neue Kirche wechselten. Auch die wirklichen Kriegslieder, wie die auf den Bauernkriege und den Schmalkaldischen Feldzug drehen sich zugleich um die kirchliche Lebensfrage. Der innere Riß und Bruch wird seitdem immer weiter, Religionsfriedensschlüsse vermögen ihn nicht zu heilen. Dann folgt als letztes Austoben der inneren Entzweiung die schwere Leidenszeit des dreißigjährigen Kriegs, auch sie von einer vielstimmigen Liederliteratur begleitet. Aber es sind Trauerklänge über den nationalen Jammer,

Bilder des Elends aus dieser dunkelsten Erfahrung, die unser Volk gemacht hat. Schon im vierten Jahre des Kriegs klagt ein Volksdichter:

„Herr Gott ich thue dirs klagen,
Den Jammer und die Noth,
Wie jetzt all' Stund' und Tage
Viel Christen bleiben todt,
In Deutsch' und Welschen Landen,
Fallend durch d' Schärfe des Schwerts
Ach Herr wollst uns verschonen,
Durch Christum deinen Sohne
Trösten manch traurig Herz' —

und wie dasselbe Gedicht als ernstes Bußlied schließt, so wenden sich überhaupt die edleren Dichterkräfte dieser Zeit, flüchtend aus der argen blutigen Welt, dem geistlichen Liede wieder zu.

Mit dem Ausgang des dreißigjährigen Kriegs ist das Reich zerfallen, die Lust und die Dichtung des Volks geknickt.

Als unsre classische Zeit nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts erwachte, fehlte den vaterländischen Gefühlen, wie sie z. B. in Klopstock lebten, ein würdiger Gegenstand. Nur die kriegerischen Großthaten Friedrichs II. von Preußen regten die gleichzeitige Dichtung zum Wetteifer auf; aber so belebend diese Thaten wirkten auf die erschlaffte Zeit, sie besiegelten doch nur die Ohnmacht und das Hinsterben der alten Reichseinheit. Ihr eigenthümlichstes Erzeugniß sind bekanntlich Gleims Lieder eines preußischen Grenadiers aus den Jahren 1756 u. 1757. Gewiß hatten diese Kämpfe wie die Heldenpersönlichkeit des Königs überhaupt einen großen Reiz für dichterische Darstellung; hat doch

Schiller selbst 40 Jahre später alles Ernstes an eine epische Behandlung gedacht. So wenig der König selbst der erwachenden deutschen Literatur hold war, mittelbar gab er ihr durch seine bloße Existenz, durch seine Größe, durch die nationale Erfrischung, die von seiner Persönlichkeit ausging, mächtige Impulse. Der Eine gegen die Vielen; die innere Ueberlegenheit gegen die äußere Uebermacht; das Wunderbare der Rettungen; der preußische Patriotismus, welcher den Ereignissen zur Seite ging — alles das ist wahrhaft poetisch und ist als Grundstimmung auch in Gleims Kriegslieder übergegangen. Aber doch fehlte diesen Gedichten das wahre Leben. Einmal gebricht ihnen, wie unsrer damals noch so unfreien Literatur überhaupt, der Sinn für das Einfache, Große und Volksmäßige völlig; es fehlte dem Dichter aber auch, trotz aller trunkenen Begeisterung, ja Vergötterung seines Helden, das volle Mitleben mit den Ereignissen; er stand, wie das Volk selbst, bewundernd und jubelnd in der Ferne, und suchte diese Kluft durch rhetorische Anstrengungen auszufüllen. Ging doch auch den Ereignissen selbst der Aufschwung einer vaterländischen und Volksbewegung ab; ja es haftete ihnen immerhin der Zweifel des Rechts und die Loslösung von den vaterländischen Erinnerungen an. Wie wird in dem Lied auf die Roßbacher Schlacht das morsche Reich und seine Stände der Verachtung preisgegeben! — und leider, wie konnte es anders sein?

II.

Dem großen preußischen Krieg des vorigen Jahrhunderts tritt der große deutsche Krieg in diesem Jahr-

hundert zur Seite. Wie sich die beiden Kriegszeiten selbst unterscheiden, so verschieden ist der Charakter der Dichtungen, die ihm gewidmet sind.

Zunächst fällt uns in den Befreiungsjahren 1813—1815 die große Anzahl der Dichter und Gedichte auf. Viele hunderte sind uns noch heute erhalten. Auch der namenlosen Volkslieder, die als fliegende Blätter (meist zu Hamburg) gedruckt, oder auch ungedruckt von Mund zu Mund verbreitet und gesungen wurden, sind Legion. Den mir bekannt gewordenen spürt man aber mit wenigen Ausnahmen an, daß die liederbildende Kraft des Volks in einer Zeit, wo schon die Kunstpoesie thätig und blühend war, abgenommen hatte. Meist sind es Spottlieder auf Napoleon, einige allerdings, wie z. B. das auf den „Kaiser Klaas" in Hamburger Mundart, von prächtigem Humor, der nicht müde wird, den einst unüberwindlichen Kaiser nach seinem Fall klein und lächerlich zu finden. Sehen wir aber auch von der Spreu, die mit dem Sturm der Zeit auffliegt und verfliegt, ganz ab und betrachten wir nur die Lieder, die sich aus der Gährung hell und rein herausheben, so bleibt doch ein Kern und Stock zurück, bekannten Dichtern angehörig und doch mehr oder weniger Gemeingut des Volks, der ungleich bedeutender ist als ihn irgend eine Periode unsrer politischen Geschichte hervorbrachte, an Zahl und Werth nur einem Nachbargebiet, dem evangelischen Kirchenlied der Reformationszeit zu vergleichen.

Da wir hier nicht alle Dichter betrachten können, so gilt es zunächst, die gleichartigen Züge, die allen gemein sind, zusammenzustellen; — sodann gehen wir auf einen

von ihnen als den Vertreter der Gattung, auf sein Leben und seine Werke, genauer ein. In der That geht ein solcher Gemeingeist durch die Dichtung dieser Zeit hindurch, daß die einzelnen Dichter wie in einem gliedlichen und organischen Verhältniß zu einander und zum Object ihrer Poesie zu stehen scheinen; ein Lebensgesetz aller geistig und sittlich gehobenen Zeiten.

Es war eine eigne Fügung, daß unsre große classische Dichterepoche bereits abgelaufen war, als die Kriegsereignisse eintraten. Schiller, Herder, Klopstock todt, Goethe schon über die Schwelle des Greisenalters! Fast alle Dichter dieser Jahre sind neue Namen, neue Menschen. In der That aber lag auch etwas unverträgliches in der Lebensrichtung unsrer Dichterfürsten mit dem Grundtrieb dieser Zeit, der ihre Dichter und Diener ergriff. Es bestand in Goethe wie in Schiller ein Widerspruch zwischen ihrer *poetischen* Gabe, Bilder der lebendigsten Gesinnung für Volk und Vaterland zu schaffen, und der Unfähigkeit, den Gegenständen der Wirklichkeit, die doch auch hier nie *ganz* fehlten, sich zuzuwenden. Schiller, der Dichter des Tell und der Jungfrau von Orleans, nannte brieflich das „vaterländische Interesse nur für unreife Nationen wichtig, für die Jugend der Welt.“ — Von Goethe wissen wir, wie fremd, fast feindlich er dem Streben der Befreiungskriege gegenüberstand. Im Frühjahr 1813, mitten unter den Rüstungen, rief er dem begeisterten jungen *Körner*, der eben unter die Lützower Freischaar eingetreten war, fast erzürnt zu: „Schüttelt nur an Euren Ketten, der Mann ist Euch zu groß, Ihr werdet sie nicht zerbrechen.“ — Goethe, der als Jüngling nach eignem Bekenntniß solche Sehnsucht hatte

nach einer thatenreichen Zeit und nur diesen Anstoß vermißte, um nach Shakspearescher Art neben seinem Götz von Berlichingen eine ganze Reihe vaterländischer Ereignisse dramatisch zu beleben — nun diese Zeit kam und so gewaltig einschlug in das Stillleben jener poetischen Kreise, war Göthe alt geworden und die Gährung der neuen Zeit war ihm eine unheimliche Macht. Humanität und Weltbürgerthum war sein und seiner Freunde politisches Bekenntniß — welches strafende Gegenbild erhob sich jetzt in Napoleons Weltmonarchie!

Aber für die neuen Dichter, die nun auftraten, war die abgelaufene classische Periode doch keineswegs verloren. In derselben und durch dieselbe hatten einmal die Gebildeten im Volk gelernt, ihr Empfindungs- und Gedankenleben in schönen Formen mit Lust und Verständniß anzuschauen; die jüngeren Dichter selbst aber waren alle bei Göthe und Schiller irgendwie in die Schule gegangen, hatten sich an ihnen gebildet und den innersten Sinn poetischen Schaffens im Aufblick zu ihnen entwickelt.

Aber zu einem völligen Anschluß, einer Abhängigkeit gar konnte dieser Zusammenhang nie werden. Dazu war der Inhalt der neuen Dichtung zu verschieden, zu wirklich und wirksam zugleich. Vor einer solchen Wirklichkeit, die alles Höchste und Tiefste erregt und laut werden läßt, tritt überhaupt die Kunst als solche und mit selbstständigem Anspruch zurück. Ihre sonstige Aufgabe, dem darzustellenden Gegenstande ein zweites, ideales Leben einzuhauchen, auf daß er dasteht leibhaft und nahe, diese Aufgabe übernahm jetzt die Zeit selbst — denn was die Lieder sangen, das lebte vorher unmittelbar im Leser. Um so eifriger mußten die Dichter

suchen, ihre Lieder wirklich zum *Gemeingut* der Nation zu machen; oder vielmehr der Geist der Bewegung half sie dazu machen. Das geschah einmal durch die Singbarkeit, das einzige Mittel lebendiger Fortpflanzung; sodann durch den Anschluß an die volksthümlichen Formen unsrer alt- und mitteldeutschen Poesie. Geht doch durch solche Zeiten, wo das *Fremde* im Kriege abgeworfen werden soll, auch ein Besinnen auf das Eigene und Freigeborene im geistigen Leben; ein Streben, alles Angenommene abzuthun und sich zu verjüngen zur nationalen Jugend. Nicht blos das Wälsche erscheint als ein feindliches, bei vielen auch das Hellenische, das Römische. Die griechische Mythologie wandert in die Verbannung, aber auch die Nebelgestalten der nordischen Götterwelt lösen sich auf und ein neuer nationaler Heiligendienst bereitet sich vor in der Feier Hermanns, des großen Karl, der Heinriche und Ottonen, Gottfrieds von Bouillon und andrer historischer Helden bis herab zum alten Fritz und zur Königin Louise, der frühe Verklärten — ein Reich des Lichts gleichsam im Munde der Dichter, welchem in Napoleon, dem Erbfeind und seinem Kreis ein Reich der Finsterniß gegenübersteht. Und wie jene abgeschiedenen Heldengeister gleich helfenden und rettenden Engeln herniedersteigen aus dem Himmel der Freiheit, so versuchen jene höllischen Mächte aus der Tiefe hervorzubrechen und diesen Himmel zu stürmen. So fehlt es hier freilich nicht an Einseitigkeiten, aber wo erhält sich eine concentrirte leidenschaftlich angespannte Thätigkeit *frei* von Einseitigkeit? Um aber den volksthümlichen, dem Leben selbst abgelauschten Ton zu treffen, dazu gehörte die *persönliche* Theilnahme der Dichter am Kriege. In der

That haben alle bedeutenderen Dichter der Zeit irgendwie mithandelnd, meist mitkämpfend, in die Zeit miteingegriffen und so die Probe gleichsam für den Ernst und die Treue ihrer Gesinnung abgelegt. Und dieses Mithandanlegen, das bei einzelnen zum blutigen Marterthum wurde, unterscheidet sie wesentlich von dem singenden Grenadier Friedrichs des Gr., der aus der Studierstube und die Zeitung in der Hand den Kriegsbegebenheiten folgte. Auch den eigentlichen Schlacht- und Marschliedern dieser Dichtergenossenschaft spürt man ebensowol das Selbsterlebte als die Umwandlung der Kriegführung an, in welcher das Militärische zum erstenmal wieder seit langer Zeit als ein Glied des nationalen Lebens erscheint und die Landwehr wie die freiwilligen Jäger die poetischen Elemente des Heeres bilden. Das moderne Militärwesen, an sich und im Frieden so prosaisch, ja in dem starren, steifen, mechanischen Gang des „Dienstes" das gerade Gegentheil aller Poesie, hat wenn es in Fluß kommt und seinen Begriff im Kriege erfüllt, sofort auch eine poetische Seite. Da sind Ideen, Leidenschaften, Zusammenhang mit dem Volksleben, mit der Stimmung des Landes und seiner Geschichte. Ein geistiges Leben geht durch Pulverdampf und Märsche, und selbst die Massenkämpfe der modernen Zeiten rufen die concentrirteste Darstellung des Ichs, welches der Heerd unmittelbarer Poesie ist, hervor, während die Friedenszeit, die nur Regel, Imitation, Gehorsam kennt, den Dichter höchstens zur ironisirenden Opposition, zu einem „Soldatenleben im Frieden" reizt. Hat aber jeder Krieg irgend eine poetische Seite, so wird ein Volkskrieg, der ganz anders beseelt ist mit innerem Leben, doppelt poetisch.

Gemeinsam ist diesen Dichtern ferner, daß sie das ganze Vaterland lebend und dichtend vor Augen haben. Die bedeutendsten von ihnen sind nicht, wie Gleim, preußische Sänger, sondern ihr schöner Beruf war es gerade, das einige große Vaterland, das man suchte und nach dem nicht blos unser Arndt fragte, poetisch zu gründen, ehe es wirklich werden konnte. Sie sind auch hier Dollmetscher des Höhepunkts in dem Geiste jener Zeit. Die östreichische Erhebung von 1809 mit dem Tirolerkrieg ist ebenso von der Mehrzahl der Sänger gefeiert worden, wie die größere des Jahres 1813. Das die deutschen Stämme und Staaten Einigende wird betont, das Trennende verschwiegen; der Frieden und die Harmonie im Innern — das geht durch die Gedichte — konnte allein des Sturmes von Außen Herr werden.

Daraus aber, daß sie das Vaterland in seiner Einheit und Macht als den Damm hinstellen, an dem sich alle Wogen brechen sollen, bildet sich von selbst eine ideale und fast schwärmerische Ansicht von Vaterland und Freiheit, die über das Maß des Wahren oft hinausgeht. Es lag in diesen Gütern die Lebensfrage der Zeit, und sie drängten sich mit solcher Uebermacht vor, daß mit ihnen fast ein religiöser Cultus getrieben wurde. Diese Gefahr liegt in solchen Bewegungen, die Güter, für die man kämpft, zu vergöttlichen, d. h. sie loszureißen von dem Zusammenhang mit dem Geber alles Guten. So trauten auch jene Dichter der Freiheit und Einheit Deutschlands Wunderkräfte zu, als müsse nun alles neu werden, ein goldnes Zeitalter anheben.

Indessen kehrt doch bei einigen und zwar den besten Dichtern auch hierin Besonnenheit und Maß, bei einzelnen die Wahrheit zurück. Hier liegt die wohlthuendste Seite dieser Literatur und ein noch vollständigerer Bruch mit der Lebensansicht unsrer classischen Dichterzeit als auf dem politischen Gebiet. Die Dichter konnten sich dem nicht entziehen, was so mächtig im Volk sich regte, der demüthigen Erkenntniß, daß die schweren Schicksale, besser Gott selbst die Zucht und Bildung der Nation in die Hand genommen hatte. Der Umschwung in der öffentlichen Gesinnung zwischen den Jahren 1806 und 1812 ist so merkbar und plötzlich, daß ich auch nur in der Reformationszeit Analogien finde. Und als der wunderbare Anfang der Rettung in Rußland eintrat, stärkt und hebt sich diese religiöse Stimmung; die Contraste von Fall und Erhebung liegen zu dicht neben einander, um nicht das Trostbedürfniß und die Dankesstimmung zu erwecken und zu ihrem wahren Ziel zu führen. Also auch in den Gedichten, von denen wir reden, fehlen solche Weck- und Mahnstimmen nicht völlig, obwohl es eben auch noch ein Zeichen der kaum vergangenen Zeit ist, daß die Sünde und Verirrung nicht tief genug erfaßt und die volle innere Aneignung der Schicksale des Vaterlandes als eines Strafgerichts, Angesichts der Ereignisse selbst noch nicht hervortritt.

III.

„Wohl dir des Hüters Dein!
Er hat vom Rhein,
Er hat vom deutschen Land,
Er hat vom wälschen Tand
Mächtig geklungen,
Daß Ehre auferstand,
Wo er gesungen.
Bei Dir, wonach er rang,
Sang er den Schwanensang.
Hier sollt' er Zeichen sein,
Hier sollt' er Hüter sein!" —

E. M. Arndt aus „Wer soll der Hüter sein?".

Um diese allgemeinen Sätze zu veranschaulichen in dem Lebensbild einer bestimmten Persönlichkeit, so wähle ich den Dichter, der ohne Frage der treuste und dauerndste Vertreter jener Dichtung ist — Max v. Schenkendorf.

Nicht als hätte er auf seine Zeit selbst am mächtigsten eingewirkt — darin sind ihm Körner und Arndt überlegen; nicht als wäre er der poetisch reichste, fruchtbarste und geistvollste, — darin hat Rückert, der tiefe Beobachter und kritisch-reflectirende Dichter der Zeit, unstreitige Vorzüge; — aber alle Seiten zusammengefaßt, die Tiefe und den Schwung der Gesinnung, die warme und frische Naturwahrheit, die selbstlose Hingebung, die deutsche Einfachheit bei offenbarem dichterischem Vermögen — gebührt diesem Dichter die Anerkennung, daß seine Lieder den Grundton der Jahre 1813—1815 am unvergänglichsten überliefern.

Auch bei ihm ist sein Lebens- und Bildungsgang wenigstens ein Schlüssel zur Würdigung seiner Dichtungen.

Auf einem der äußersten Vorposten deutschen Lebens, zu Tilsit in Ostpreußen 1784 geboren, verbrachte er die empfänglichen Jugendjahre doch nicht im städtischen Leben

seiner Heimat, in welchem damals fast durchgängig die Wirkungen der Kantischen Philosophie herrschend waren, sondern auf dem Lande, in dem naturschönen preußischen Oberlande, im Hause eines Predigers (Wedeke) und in trauter Gemeinschaft mit einem Kreise ausgewählter Familien, in denen eine ernste religiöse Richtung und feine Geistesbildung heimisch waren. Vor allem war es die gräflich Dohna'sche Familie, die seinem aufstrebenden, zur Heiterkeit wie zu sinnigem Ernst geweckten Geiste Nahrung bot — eine Familie, deren Geschichte so ruhmvoll in die Geschichte der reformirten Kirche und christlicher Erweckung in Norddeutschland eingewebt ist. Vornehmlich weilte er auf den Dohna'schen Gütern Karwinden und Podangen, im südwestlichen Theile von Ostpreußen, an den Ufern der Passarge, malerisch durch Hügelketten, schöne Wiesengründe und die zahlreichen Seeen — nahe dabei liegt Herder's Heimat, das Städtchen Morungen. Aber neben der schönen Natur und den geistigen Eindrücken seiner Umgebung wirkte auf Schenkendorf die Nähe der Schauplätze des deutschen Ritterordens und seiner einst so mächtigen Thätigkeit. Später singt er:

„Auf der Nogat grünen Wiesen
Steht ein Schloß in Preußenland,
Das die frommen deutschen Riesen
Einst Marienburg genannt.“ —

Ueberhaupt muß ein ritterlicher, dem Ernst des späteren Kriegslebens entgegenreifender Sinn eine besondere Stätte und Pflege in den adlichen Kreisen jener Gegend gehabt haben. Der erwähnte Verkehr gab dem jungen Schenkendorf frühzeitig Anregung zu poetischen Versuchen, zunächst in der Form des Gelegenheitsgedichts, wie sich denn auch seine späteren

Lieder meistens an bestimmt ausgesprochene Anlässe anlehnen. Zugleich fühlt man seiner Poesie, ihrem ritterlichen Schwung, wie ihrem stillen Zartsinn, die geistige Berührung mit edeln Frauen an, die damals wie später Einfluß auf ihn gewannen. Nach seiner Universitätszeit erhielt seine Dichtereigenthümlichkeit ein bestimmteres Gepräge, indem er in Königsberg, wo er an der Regierung zu arbeiten anfing, sich einem Kreise jüngerer Genossen anschloß, in welchem der stärkste Gegensatz gegen die s. g. Aufklärung in Religion und Poesie herrschte und oft in übermüthigem Kraftgefühl und kecker Lebenslust sich Luft machte. Es war eine reiche und wichtige Zeit für Schenkendorf. Zunächst ergriff auch ihn der Einfluß der neuen romantischen Dichterschule, die im Anschluß an Goethe gegen die literarischen Plattheiten der Zeit ankämpfte. Auch später noch feiert er Goethe mit begeisterten Worten; — in einer Zeit sogar, wo der große Dichter dem Besten, was Schenkendorf sang und im Herzen trug, nur geringen Antheil bewies:

„Du Herzog sonder Gleichen,
Du selger Dichterfürst,
Der du in deinen Reichen
Doch ewig herrschen wirst!"

ruft er ihm noch 1813 zu. Aber in dieser entscheidenden Periode zeigten ihm engere wie allgemeine Erfahrungen den Weg, auch in andere Gebiete als in das der Literatur. Es kamen die Jahre nach der Jenaer Schlacht, der Zusammensturz der Preußischen Monarchie, die Flucht des Königs und seiner Familie gerade nach Königsberg und weiter; das vaterländische Unglück ohne Ende, ohne Aussicht. Und dies für Schenkendorf in nächster Nähe, in fühl- und sichtbarster Gestalt. Sein Leben und Dichten, sein Zorn und seine Liebe treten

seitdem in den Dienst des Vaterlandes. Die arme, entblätterte Gegenwart ließ ihn zurückblicken in die Geschichte alter Herrlichkeit, in die Zeiten des deutschen Ordens vor allem, dessen Doppelaufgabe in Preußen, christlichen Glauben und deutsches Wesen nach Osten und Norden zu tragen, seinen Geist immer von neuem anzog und festhielt.

Mit diesem Antheil an der allgemeinen Erfahrung der Zeit und seines Volkes verband sich eine persönliche. Er lernte in Königsberg seine zukünftige Gattin kennen, eine nach allen Zeugnissen ebenso schöne wie reichbegabte Frau, deren Liebe und Anmuth dem Dichter wie manches glückliche Lied entlockt. Und was für seine Entwicklung das wichtigste ist, er wurde durch dies Verhältniß nicht blos von dem Stillleben einer anmuthigen Häuslichkeit umfangen und gefangen, sondern seine Gattin ging mit vollem Antheil ein auf sein öffentliches Leben, seine vaterländische Gesinnung. Beides, jene Zeiterfahrung, der Schmerz, den sie erregte, und die Hoffnung, die sie in die gläubige Seele säete, sowie seine ihn tief erfüllende Neigung und ihre Verwirklichung — er vermählte sich 1812 — geben dem jungen Dichter den festen Boden für sein Leben wie sein Dichten. Schon vorher ließen ihm die Zeitverhältnisse keine Ruhe zu einem festen Amte; — er begann, wie so viele damals, ein Wanderleben, das ihn in die Rheingegenden führte. Er machte diese Reise in Gesellschaft der in die Geschichte der Befreiungskriege so sehr verflochtenen Frau v. Krüdener, die er in Königsberg kennen gelernt hatte und die nicht ohne Einwirkung auf ihn geblieben ist. Meist lebte er in Karlsruhe, im Umgang besonders mit Jung-Stilling, welchem fünf seiner Lieder ge-

widmet sind. Das Rheinland mit dem Glanz seiner Natur und Geschichte wurde die zweite, vielbesungene Heimat des Dichters.

Der Kriegsruf des Jahres 1813 führte ihn von dem kaum gegründeten Heerde weg in den Kampf. Es war in jeder Art der Gipfelpunkt seines Lebens; sein Vater, ein alter Soldat, starb im Beginn dieses Jahres, sein jüngerer Bruder, Karl v. Schenkendorf fiel als Hauptmann in der zweiten Schlacht des Befreiungsjahres, bei Bautzen; — der Dichter selbst wurde zwar durch eine Lähmung des rechten Arms gehindert, selbst die Waffen zu tragen, aber er nahm doch im Gefolge des Generals von Röder, des Führers der ostpreußischen Reservecavallerie, an allen Beschwerden des Felddienstes Theil, bald muthig im Feuer, bald im Generalstab thätig. Vor allem trat er in den großen Männerbund ein, der damals die Kriegsunternehmungen leitete oder beseelte; — seine Lieder zeugen dafür, welche Männer er seine Freunde nannte. Nach dem Kriege wurde er Rath an der Koblenzer Regierung, auch hier wird seine praktische Thätigkeit gerühmt. Aber nicht lange sollte er die Jahre, denen er so ganz angehört hatte, überleben; der 11. December 1817 ist sein Todestag. —

So haben wir den Boden gewonnen, aus welchem Schenkendorfs Lieder erwachsen. Sie gliedern sich nach den drei Seiten, nach denen sein Leben selbst sich bewegt — Liebe und Haus, Vaterland, Glaube; darin vergleichbar den Dichtungen eines Geistesverwandten, Walther's von der Vogelweide, die um Frauendienst, Herrendienst und Gottesdienst sich bewegen. Nur der mittlere liederreichste Abschnitt geht uns hier näher

an, obwol er oft erst von jener Vorstufe und seiner ewigen Verklärung sein volles Licht erhält.

Worin besteht sein eigentlichstes Wesen als Dichter der Befreiungszeit? —

Wenn ich oben sagte, daß Schenkendorf in dem Sturm und Drang jener Zeit selbst mit seinen Liedern nicht den unmittelbar größten Einfluß geübt habe, daß ihm hierin z. B. Arndt überlegen gewesen, so hat das eben in der Verschiedenheit der beiden enge befreundeten*), geistig so nahestehenden, in ihren Naturen so andersgearteten Männer seinen Grund. Arndt ist der energischste, lauteste Vertreter dieser Zeit in Liedern; ein Mann voll Thatkraft ohne Thatenruhe, rastlos, ebenso fortreißend wie hingerissen von der Bewegung. Am meisten frei von den Bildungseinflüssen unsrer Literatur; dabei als Bauernsohn und jahrelanger Durchwandrer des Vaterlands und andrer Länder ein gründlicher Volkskenner ist er der volksthümlichste Dichter von allen, der mit blitzender Unmittelbarkeit und dem glücklichsten Treffer, kunstlos und oft formlos, das rechte Wort zur rechten Zeit findet; nicht selten ein kühner Sprachbildner und immer dem Singen, der Melodie vor- oder nacharbeitend. Alle diese Gaben und Neigungen machten ihn vorzüglich zum Dichter des Moments, der einzelnen That, mit dem ganzen Horizont freilich und Hintergrund dessen, was den Moment trägt und weiht.

Dürfen wir die Dichter mit den Helden jener Zeit vergleichen, so hat Arndt die husarenartige Natur Blüchers;

*) Ein Denkmal ihrer Freundschaft ist bekanntlich Arndts nach Sch's. Tod gesungenes Lied „Wer soll Hüter sein?“ —

Schenkendorf ist seinem Lieblingshelden Scharnhorst, dem sinnenden, stillen geistesverwandt.

Eine Dichternatur aber, die nicht zu dem lauten und stürmischen Ausdruck ihres inneren Lebens hinneigt, wird auch die Bilder einer so gewaltigen Zeit mehr abspiegeln in ihren bleibenden Motiven und in ihrer Zuständlichkeit, als in den besonderen Glanzpunkten ihrer Thatsachen und Persönlichkeiten. Das Ethos der Zeit, mehr als das Pathos, gibt seinem Dichten stillere aber beseeltere Schwingungen. Während Arndt meist der Romanzenform im Volkston sich nähert, die einzelnen Helden und ihre einzelnen Thaten besingt, weiß Schenkendorf in der großen Mehrzahl seiner Lieder die Grundstimmung und Gesinnung, das große Gemeinschaftsgefühl der Zeit, in welchem die Besten sich verbunden und stark fühlen, so lebendig zu machen. Seine Lieder sind — so sehr der Dichter große Männer und ihre Größe zu erkennen weiß — doch durchdrungen von der Ahnung, daß eine geschichtliche und sittliche Macht jene Zeit durchschreitet, die weit über die Verdienste und Fehler der einzelnen Menschen hinausgeht. Und wie er vor den einzelnen Heldenthaten den Heldengeist des Volkes und der Zeit feiert, so tritt auch sein eignes Ich, die Anknüpfung an persönliche Erlebnisse, bei weitem in den meisten Fällen zurück vor dem Großen, das er besingt.

Wer aber in diesem Sinne seiner Zeit zu dienen sucht, daß er die Elemente des Volkslebens, wie sie in der Tiefe weben und arbeiten, zur Anschauung bringt, der wird von selbst auf die Geschichte zurückgewiesen, in deren Erinnerungen die Wurzeln dieser Zustände und des Volksgefühls verborgen

liegen. — Anders der poetische Darsteller einzelner Ereignisse und Helden. Große Namen der Gegenwart erscheinen zunächst als plötzliche, meteorartige Erscheinungen, scheinbar unmotivirt, wie ein Wunder. Aber was im Ganzen eines Volkes lebt, wodurch es sich Eins fühlt, was es festhalten will von altbewährten Ueberlieferungen, das führt uns unvermerkt zu den Tagen der Väter und Vorväter zurück.

Und dies ist die andre Eigenthümlichkeit Schenkendorfs. Er ist der geschichtliche Sänger der Befreiungskriege. — Nicht die Gegenwart in ihren äußeren Thatsachen, auch nicht in ihrem geistigen und ethischen Ausdruck, so glänzend sie ihm nach beiden Seiten erscheint, fesselt allein seinen Blick; er schöpft nicht aus ihr blos seine poetischen Motive. Mitten im Sturm aller erhebenden Eindrücke und Erlebnisse bleibt er still besonnen stehn und schaut als ein rückwärtsgewandter Seher in die Zeiten, wo er die lauteren Quellen vaterländischer Größe wahrzunehmen glaubt. Es ist bei ihm:

„Die Lust an den Geschichten
Von alter Kraft und Treu,
Der Glaube, daß wir neu
Der Väter Haus errichten," —

Was bei Arndt und Körner nur zerstreut und als Ausnahme erscheint, das ist bei ihm die Regel — die Zeit des Kriegs als ein lebendiges Glied der deutschen Geschichte zu erkennen, zu erleben, zu besingen.

Aber wie knüpft er das Band mit unsrer Vergangenheit? Es gibt eine Art, sich zu der Geschichte zurückzuwenden, die den Geist für das lebendige Leben ärmer und passiver macht,

weil er sich g a n z der Contemplation untergegangener Lebenszustände hingibt und dadurch einbüßt an selbstschaffender Energie und Frische. Aber eine solche Art geschichtlicher Passion führt immer auch zu einer f a l s c h e n Auffassung der Vergangenheit. Denn einmal fehlt ihr der Boden der Wirklichkeit und Gegenwärtigkeit, mit dessen Hülfe erst das Vergangene belebt wird, sodann läßt sie sich verleiten, bestimmte Zeiten als solche als die vorzugsweise normalen oder idealen aufzufassen. Aus dieser l e i d e n s c h a f t l i c h e n Art, die Geschichte zu betrachten, ist die Vergötterung des Mittelalters durch unsre romantische Dichterschule entstanden; jener innige aber kranke Zug, dessen Grundton N o v a l i s ausspricht:

„Was sollen wir auf dieser Welt
Mit unsrer Lieb' und Treue?
Das Alte wird hintangestellt:
Was soll uns denn das Neue?
O! einsam steht und tiefbetrübt,
Wer heiß und fromm die Vorzeit liebt." —

Aber es galt jetzt d o p p e l t e Liebe und Treue zu bewähren, sich nicht durch jenes Schmerzens- und Sehnsuchtsgefühl abzufinden mit dem Ruf zur T h a t.

Schenkendorf hat von jener romantischen Richtung bleibende Eindrücke erfahren: in wichtigen Punkten, wie z. B. in seinem Urtheil über die Reformation, sogar zum Nachtheil der Wahrheit — aber er unterscheidet sich doch in zwei Punkten wesentlich von ihr. Einmal versenkt er sich nirgends in die Vergangenheit um ihrer selbst willen, er träumt sich nicht hinein in die mittelalterlichen Zustände, sondern er w a c h t und ist ein Wächter der Gegenwart, von der all sein Dichten

ausgeht. Dazu trieb ihn sein Hang zur Wirklichkeit, die ihm größer als alle Poesie war, sein Zusammenhang mit den Trägern des Kampfes, die Größe und der Ernst der Zeit.

Wem aber in erster Linie die Gegenwart und ihre Interessen stehen, der kann nur das der Vergangenheit entnehmen, was noch heute wirklich frommt, was also schon in irgend einem Zusammenhang mit uns steht. Nicht die bloße mechanische Wiederholung dessen was todt ist, will Schenkendorf; er weiß, daß noch wie das Alte ein Volk neu gemacht hat. Er sucht vielmehr auch im Mittelalter nur die Grundformen des Lebens auf, in denen sich ihm das Urbild der deutschen Volksnatur abzuspiegeln scheint, und diesen Spiegel, den spätere Schicksale und des Volkes Schuld und Sünde getrübt haben, hält er als einen Ehrenspiegel seinen Zeitgenossen vor. In der That, er glaubt, wie wenige Dichter, an eine Mission des deutschen Volks, und die Demüthigungen wie die Erhebungen unsrer Geschichte sind ihm nur bestätigende Zeugnisse für das Große, was Gott mit diesem Herzlande des Welttheils vorhat.

„Wie viel auch sind der Stufen
Am Thron der Ewigkeit,
Ein Volk ist hoch berufen
Vor allen weit und breit.
Das ist das Volk im Herzen
Der heilgen Christenwelt,
Das fester alle Schmerzen
Und alle Freuden hält.
Das ist ein Volk der Treue,
Der Demuth und der Kraft.
Das ist die Gottesweihe,
Die Deutschlands Würde schafft." —

So öffnet sich in seinen Liedern plötzlich eine Quelle, die lange versiecht war. Das Gesetz der Wahlverwandtschaft und Anziehungskraft zwischen beiden Perioden wird wirksam; und die Grundzüge der deutschen Geschichte, mit wenigen Strichen gezeichnet und gereinigt von den Schlachten der Wirklichkeit, werden durch ihn lebendig, weil er das Schöne darin mit Liebe und Verständniß erfaßt hat. Und wie sich die Vergangenheit im Lichte der großen Gegenwart und in der Kunst und Liebe ihres Sängers belebt, so werden jene alten Erinnerungen, im Bunde mit den frischerlebten Schickungen zugleich prophetische Wegweiser in die Zukunft.

Es ist aber die Reichseinheit und die mannigfache Gliederung der Stände, worin er den natürlichen Typus des deutschen Wesens erblickt, die er daher in die Gegenwart zurückgeführt sehen möchte. So laut und oft hat keiner das Verlangen nach einem Reichsoberhaupt ausgesprochen, als Schenkendorf, der Kaiserherold, wie ihn Rückert nennt. Er kann sich kein Vaterland denken in andrer Gestalt als der des Reichs, mit persönlichem Oberhaupt, im Anschluß an die Geschichte; ja er trägt keine Scheu, das Haus Habsburg wiederholt als das zum Kaiserthron berufene zu bezeichnen.

„O sei dann endlich weiser,
Du Heerde ohne Hirt,
Und wähle schnell den Kaiser,
Und zwing' ihn, daß er's wird.
Laß Fürst und Bürger schwören
Dem Herrscher stark und mild,
Dann wird er sein in Ehren
Des Reiches Haupt und Schild." —

Doch neben diesem Dringen auf die nothwendige, auch persönlich sichtbare Einheit steht der besonders ausgebildete Sinn des Dichters für die bunte Vielheit deutschen Lebens. Schon seine Wandrungen durch die verschiedenen Gaue des Vaterlandes hatten sein Auge geschärft für Gleichheit und Verschiedenheit der Stämme, und die ausschließende Vorliebe für seine Heimat überwunden. Wie wenige, weiß er sich in den örtlichen und zeitlichen Reichthum unsrer Zustände einzuleben. An diese Wandrungen schließt er am liebsten auch seine Wandrungen in die vaterländische Geschichte an. Wie er die deutsche Natur, die Schönheit ihrer Flußthäler, ihrer Gebirge zeichnet, wie er das individuelle Gepräge der Stämme, der Landschaften, der Städte wiederzugeben sucht, so verwebt er mit den Gegenden die guten Geister der Geschichte und Sage, die darin walten, ohne daß daraus eine Versenkung in elegische Stimmungen entstünde. Denn jene Erinnerungen münden allezeit aus in eine Mahnung zu That und Leben. Es klingt der Ruf aus diesen Liedern: Ihr habt gebrochen mit Eurer Geschichte und Eurem besseren Selbst, das darin lebt, darum schlug Euch Gott; Ihr habt Euch verlassen, darum fielt Ihr innerlich, zuletzt auch äußerlich den Fremden anheim.

„Immer nur das Lose, Neue
Nahm die jüngste Zeit zum Ziel,
Alte Kraft und alte Treue
Lebten kaum im Ritterspiel.“

Dies Ineinander von Natur und Geschichte bildet den Grundton mancher seiner besten Lieder. Mit dem Fernblick von den Burgruinen zu Heidelberg, zu Baden, auf die Schwarzwaldhöhen erwachen:

„Die Geister und die Sagen,
Der alten Tage Zier; —
Die kann kein Feind erschlagen,
Sie weilen ewig hier.“ —

Aber im Hintergrunde dieser Localanschauungen und ihrer spezifisch-poetischen Stimmung steht allezeit ein Allgemein-Vaterländisches als der sonnenhelle Mittelpunkt, zu dem alle jene Radien unwillkürlich zurückkehren, wie und weil sie von ihm ausstrahlen und ihr Licht empfangen. Ja die Lieder, in denen von einer besonderen Oertlichkeit nicht ausgegangen wird, sondern der unmittelbare Gegenstand zusammenfällt mit jenem weiten Hintergrund, gehören zu den schönsten, weil sie sich am freiesten loslösen von der Scholle und am reinsten in jene ideale Sphäre erheben, die des Dichters Lebensluft ist.

Die Krone dieser Gruppe von Liedern ist der bekannte „Frühlingsgruß an das Vaterland;“

„Wie mir deine Freuden winken
Nach der Knechtschaft, nach dem Streit!
Vaterland ich muß versinken
Hier in deiner Herrlichkeit.
Wo die hohen Eichen sausen,
Himmelan das Haupt gewandt,
Wo die deutschen Ströme brausen,
Alles das ist deutsches Land.“

Wenn diese Lieder der Natur des Vaterlands in seiner örtlichen Schönheit, in dem Reichthum und der Tiefe seiner Sprache gelten, wenn sie in der Natur den Geist des Volks und seiner Geschichte ahnen und durchscheinen lassen und immer dem ganzen Vaterlande, seiner Größe und Ehre dienen wollen, so ist ein andrer Kreis von Gedichten den einzelnen Ständen gewidmet, und unter ihnen gerade findet sich vielleicht

Schenkendorf's Eigenheit am treusten wieder. Er weiß darum, daß der Geist der großen Revolution, eine Ausgeburt der romanischen Volksnatur, gerade diese Gliederung des deutschen Lebens zu verschlingen droht und auswischen möchte die Spuren aller Ueberlieferung. So führt er recht eigentlich das alte gute Recht gegen der Urvertrag, die germanische Staats- und Gesellschaftsart gegen die Uniformirung des Napoleonischen Einheitsstaats ins Feld. Auch hier heißt es:

„Wenn die deutsche Treu erwacht,
Fühlt der Welsche seinen Meister." —

So haben wir von Schenkendorf Adelslieder, Städte- und Bürgerlieder und wenigstens ein Lied, das dem deutschen Bauernstand gilt. Den Ausgang bildet auch hier immer der Ruf zu den Waffen, der jedem Stand eindringlicher werden soll durch das Andenken an die mannhaften Thaten seiner Altvordern in Krieg und Frieden.

Auch hier finden wir das ächt dichterische Mitleben mit jedem Stand. Wohl ist sich der Dichter seines Adels bewußt, aber seinen Pflichten stärker als seiner Rechte, da er ihn von frühe an weit mehr im Lichte dessen, was er nach Ursprung und Idee sein sollte, ansah, als was er wirklich war:

„Ein Ritter ist geborner Hüter
Von jedem wahren Heiligthum" — und:

„Dem adlichen Gemüthe
Und froher Ritterbrust
Ist Kampf die höchste Lust,
Ist Blut die schönste Blüthe." —

So gerne er aber den Glanz und die Thatenlust, die Lehnstreue und die religiöse Begeisterung des Adels der Kreuzzüge,

des heimatlichen deutschen Ordens zumal, betrachtet, so oft er auch singt und sagt, die Reste oder Keime dieser ritterlichen Gesinnung und Standesehre müsse man erwecken und verwenden zum Nationalkampf, der liebevollen Vergegenwärtigung der besonderen Vorzüge der beiden andern Stände thut sein eigenes Standesbewußtsein keinerlei Eintrag. Wie kräftig sind die Königsberger Wehrlieder, wo er einzelne Gewerke, die Maurer, die Zimmerleute, die Schustergesellen sogar, bei Namen aufruft zum Streit, anknüpfend an ihr Handwerk und an die Geschichte ihres Standes. Vollends, als der Verlauf des Kriegs gezeigt hatte, daß kein Stand hinter dem Adel an Opferwilligkeit, Muth und Vaterlandsliebe zurückgeblieben war, ja daß von einem corporativen Auftreten des Adels überhaupt keine Rede war, entstehen dem Dichter wohl Zweifel über die historische Noch berechtigung seines Standes und er wendet sich mit überwiegender Liebe den Kernständen des Volkes zu.

„Die Hoffarth zehrt, ein böser Wurm,
Ein Rost an Ritterschilden“ —

klagt er im Bauernlied. Als an ein Beispiel dieses deutschen Bürgersinns unsers Dichters erinnere ich an sein berühmtes Lied von den „deutschen Städten,“ das er dem jüngstverstorbenen Bürgermeister Smidt und dem Bürger Gildemeister in Bremen widmete. Die letzten Strophen lauten:

„Indeß, du freies Wesen,
Gedeihe weit und breit,
Der Herr hat dich erlesen
Zum Zeichen für die Zeit.

Die Fürsten sollen kommen
Sammt ihrer Ritterschaft,
Und lernen sich zum Frommen
Der Freiheit Wunderkraft.

In fester Mauern Mitte
Blüht eine frische Welt,
Da ward die milde Sitte
Zum Wächter wohl bestellt;
Die hat gar treu gehütet
Den anvertrauten Schatz,
Als rauher Sturm gewüthet
Stand sie an ihrem Platz.

Nun gilt's ein neues Bilden;
So komm' in deiner Kraft,
Aus himmlischen Gefilden
Zur Erde Wissenschaft;
Man soll dich treulich pflegen
Du theures Erb' und Gut,
Daß noch im Vätersegen
Der freie Enkel ruht.

O komm' in unsre Säle,
In unsre Schulen komm',
Mit rechter Treu' uns stähle
Und mach' uns wieder fromm.
Es haben ja die Alten,
Die weisen, bärtgen Herrn,
Den Glauben auch gehalten
Für alles Wissens Kern.

Frisch auf du Bürgerjugend
In Waffen tummle dich,
Das heiß ich rechte Tugend,
Zu kämpfen männiglich.
Der sei der Bürgermeister,
Der wohl die Waffen führt,
Im Rathe kühn die Geister,
Im Feld sein Heer regiert." —

Die beiden Seiten also, die Einheit und die Gliederung, zu einem harmonischen Ganzen zusammengeschlossen, hält Schenkendorf für zugehörig zu dem Wesen deutschen Lebens. Er weiß aber wohl, daß dies alles, das Kaiserthum wie die ständischen Gliederungen so lange nur Formen sind, bis sie durch das innere Leben, das sie durchdringt, lebensfähig und wünschenswerth werden. Dies „geistige Band" aber, das die Formen zusammenhalten soll, ist ihm jenes Gemeingefühl und jene corporative Gesinnung, die sich als Glied des Ganzen weiß und dadurch wächst an eigner Kraft. Ohne diesen lebendigen Odem erscheinen auch ihm Kaiserthum, Adel, Gilden nur als Theaterapparat, in sich eitel und hohl.

Sah aber der Dichter sein politisches Ideal im Mittelalter der Verwirklichung am nächsten, so konnte er in der neueren Geschichte, die mit der Reformation anhob, nur gleichsam einen fortlaufenden Verrath an diesem vermeintlich so harmonischen Bau erblicken. In der That fehlt ihm ein bestimmt protestantisches Bewußtsein — zunächst in seiner Betrachtung der Geschichte — fast völlig. Es kommt dieser befremdende und schmerzliche Mangel einmal daher, daß Schenkendorf vor Allem, durch die Bewegung der Zeit getrieben, den politischen Maßstab anlegt und darum fragt, wann war Deutschland verhältnißmäßig am einigsten? — In der Kirchenspaltung, der Ausbildung der Landeshoheit, dem Einmischen fremder Mächte in deutsche Zustände sah er hiernach Feinde der Einheit; den gefährlichsten gerade in dem Ereigniß, in welchem wir die theuerste Errungenschaft unsrer Geschichte verehren — der Kirchenerneuerung. Daß aber alle diese

Angriffe auf die deutsche Einheit schon im Mittelalter ihre Wurzel haben, übersieht der Dichter; und daß die Reformation einen ewigen Lebenskeim aufs neue eingesenkt hat in das deutsche Leben, einen Keim, vor welchem alle zeitlichen und politischen Gesichtspunkte zuletzt schwinden und schweigen müssen, — das zu erkennen, daran hinderte ihn seine Abneigung gegen die rationalistische Gestalt des Protestantismus, die er mit dem Wesen des Protestantismus verwechselte.

Gibt dem Dichter der Rückblick in unsre Vergangenheit Farben und Bilder für seine Lieder, nutzt er ihn zu einem Spiegel für die Gegenwart, so hat er doch auch erfahren, daß Natur und Geschichte allein nicht helfen und heilen können: daß ein mächtiger Helfer unmittelbar in die Zeit eingreift. Die Stimmung der Seele zur Bitte in dem Beginn des Kampfes, zum inbrünstigen Dank nach dem Sieg; — das tiefe Gefühl der eignen Ohnmacht und der Hoffnung auf einen höheren Beistand in dem gerechten Krieg ziehen durch Schenkendorfs Lieder wohlthuend hindurch. Es war sein eigenster Gedanke, wenn er Andreas Hofer sagen läßt:

„Wenn ich nach dem Himmel ziele,
Kann ich ird'schen Feind besiegen.“ —

Und nach dem Sieg bekennt er:

„O Liebesbrunst zum Vaterland
Und zu der alten Heldenzeit,
Du bittre Lust und Gottes Hand
Habt uns vom Joch befreit.“

Aber diese gehobene Stimmung dauert nur dann länger als der bewegte Moment der Freude und des Dankes selbst, wenn sie sich vertieft zu einer das ganze innere Leben aus-

füllenden Gesinnung. Bei Schenkendorf trug auch zu diesem Fortschritt die Entwicklung der Zeitverhältnisse bei. Auch in seinen Liedern lassen sich die drei Stadien verfolgen: die Erwartung und das Aufstreben vor Beendigung des großen Kriegs, die Erfüllung und Befriedigung im Siege, die Mißbefriedigung und zum Theil die Enttäuschung in den Jahren nach dem Kriege. Die Waffen ruhten, das Vaterland war frei.

„Und die Welschen sind geschlagen,
Und es siegt das heil'ge Kreuz,
Wieder kehrt aus alten Tagen
Lebensfülle, Lebensreiz." —

Hatte nun aber — die Frage trat auch an Schenkendorf heran — hatte nun diese Befreiung wirklich die erwarteten Wunder gewirkt? hatte sie, um von Kaiser und Reich zu schweigen, das Volk erneuert, den Gemeingeist dauernd veredelt, Gottesfurcht und ein Leben aus und in ihr gegründet? Und wenn sie das nicht gethan hat, kann sie es überhaupt thun? — Die Verneinung dieser Fragen ergriff auch ihn, mit ihr das Gefühl von Leere nach der großen Erschütterung und Ueberspannung. In diesen Mangel an „Lebensfülle" trat dann um so trostreicher der Friedensgruß des Glaubens, der ihn vor der Verbitterung und Verdüsterung so manches edlen Zeitgenossen behütete und allein behüten konnte.

„Gott hat gar viel gegeben
Der stillen Menschenbrust,
Die süße Erdenlust
Und einst bei Ihm das Leben."

Mit diesem Hinweis stehen wir an der Gränze von Schenkendorf's Kriegsdichtungen, an der Scheidelinie des weltlichen und geistlichen Liedes. Der dritte Theil seiner Gedichte mit der Zueignung an seine Gattin:

„Du sprachst: Noch schlummern edler Kräfte viel
In deinen Saiten; auf, sie zu erkunden!
Du hast dein freies Vaterland gesungen,
Fort sei um einen höhern Preis gerungen!“ —

deutet auf eine neue Lebensaufgabe des Dichters hin, von der ihn sein früher Tod hinwegnahm. — Dies ist in kurzen Zügen das geistige Lebensbild des Dichters, lediglich aus seinen Dichtungen selbst geschöpft, damit zugleich Züge zu dem allgemeinen Bild der Zeit, nicht in ihrer äußeren Erscheinung, wohl aber in ihrem inneren Getriebe.

Eine vertrautere Kenntniß erst schließt das bedeutende poetische Leben seiner Lieder auf. Zwar ist ihre Form einfacher, weniger reich, wechselnd und kunstvoll als bei irgend welchem zeitgenössischem Dichter; er wendet durchgängig ächtdeutsche Formen, die Nibelungen- und Hildebrandsstrophe oder die Maße und Melodien des Volks- und Kirchenlieds an, aber auch dieser Verzicht auf den Formenreichthum der romantischen Schule, diese freiwillige Armuth und vaterländische Einkleidung läßt ihn nur um so mehr erscheinen als das was er allein sein wollte — als einen treuen Diener jener großen deutschen Zeit.

In demselben Verlag erschien:

Schenckel, Dr. J., deutsche Dichterhalle des neunzehnten Jahrhunderts. Zweite umgearbeitete und vermehrte Auflage, herausgegeben von Direktor Dr. F. C. Paldamus. 3 Bände in 12. (128 Bogen) geheftet. In sehr eleganter Ausstattung und mit Titel in Farbendruck. fl. 7 oder Thlr. 4 1/4.

Solid und geschmackvoll in Cambrick mit Goldschnitt gebunden sind Exemplare zu erhöheten Preisen zu haben.

In diese Sammlung sind **über 100 Dichter** aufgenommen, und sie repräsentirt gleichsam eine **Bibliothek** der classischen deutschen lyrischen Dichter von **Goethe (1749) bis 1830. — Jedoch sind die vorzüglichsten aus neuer und neuester Zeit hauptsächlich darin vertreten. Andere werthvolle Zugaben, als Einleitung, Beschreibung der Dichtungsarten, eine faßlich bearbeitete Metrik, literar-historische Uebersicht von 1750 — 1850, eine Auswahl deutscher Volkslieder, desgleichen aus der Dialektpoesie.**

Vial, A., Joh. Balth. Schuppius, ein Vorläufer Speners, für unsere Zeit dargestellt. gr. 8. geh. 36 kr. oder 11 Ngr.

Die Literarhistoriker Wachler und Vilmar rechnen Schuppius zu den ausgezeichnetsten Schriftstellern des 17. Jahrhunderts und seine Volksberedtsamkeit sei noch heute ein Musterbild. Schuppius war ein Feind des bloßen Maulchristenthums, ein Mann von tiefer Herzensfrömmigkeit, dem der Glaube etwas wesentlich Sittlich-Praktisches war und nicht bloße Theorie. Er war voller Witz und Humor, und erklärte das bloße Mitmachen kirchlicher Gebräuche als ein Hinderniß des wahren reinen Lebens und als ein Polster und Deckmantel für die Lasterhaftigkeit. In seiner Schrift Corinna spricht er über die sittlichen Zustände seiner Zeit. Wegen seiner tiefsinnigen Weltanschauung glaubt sein Biograph, er sei ein Geistesverwandter von Baco von Verulam, und begründet dies durch geistvolle Auseinandersetzung. Kurz wer sich für die religiöse Bewegung der Gegenwart interessirt, darf diese Schrift nicht ungelesen lassen.

Beurtheilt in: Theol. Literaturblatt zur allgem. Kirchenzeitung 1857. Nr. 19. Hamburger literar. und kritische Blätter Nr. 35. Protestantische Kirchenzeitung Nr. 12. Elberfelder Zeitung vom 8. März. Menzel's Literaturblatt Nr. 45. Gersdorf's Repertorium 1857. Nr. 4.

Jung, A., Göthe's Wanderjahre und die wich-tigsten Fragen des neunzehnten Jahrhunderts. gr. 8. fl. 3. 36 kr. oder Rthlr. 2.

Göthe's Wanderjahre werden durch dieses Buch, an welchem sein Verfasser drei Jahre lang arbeitete, vielen Lesern des unsterblichen Dichters verständlicher und zugänglicher werden.

Ihr großer Ideen-Reichthum über sociale und humane Fragen, wie sie in der Gegenwart aufgetaucht sind und denkende Köpfe beschäftigen, wird durch Herrn Jung mit Klarheit und Scharfsinn beleuchtet. Wir lernen Goethe von neuem schätzen, indem wir erfahren wie sein Herz so warm für die Menschheit schlug, und sein großer Geist ihre Bestimmung richtig kannte und würdigte. Mit Ehrfurcht und immer neuer Verehrung für Göthe wird der aufmerksame Leser dieses Buch oft und gern zur Hand nehmen, weil vieles über die großen Fragen unserer Zeit darin zu finden ist.

Waldamus, F. C., das deutsche Theater der Gegenwart. Ein Beitrag zur Würdigung der Zustände. 2 Bde. geh. fl 3. 36 kr. oder Rthlr. 2. 4 Ngr.

Inhalt: Das Theater und seine Aufgaben, Hof- und Stadttheater, Wanderbühnen, Tivolitheater, die Theater und ihre äußere Lage, die innere Lage des gegenwärtigen Theaters, das Theater und die Literatur, das Theater und die Schauspielkunst, das Theater und der Staat, das Theater und das Christenthum, das Theater und die Kritik, das Theater und die Gesellschaft, das Theater und die Zukunft.

Reiht sich den besten Schriften die über das Theater geschrieben sind, an.

Druck von Chr. Fr. Will in Darmstadt.

.20









